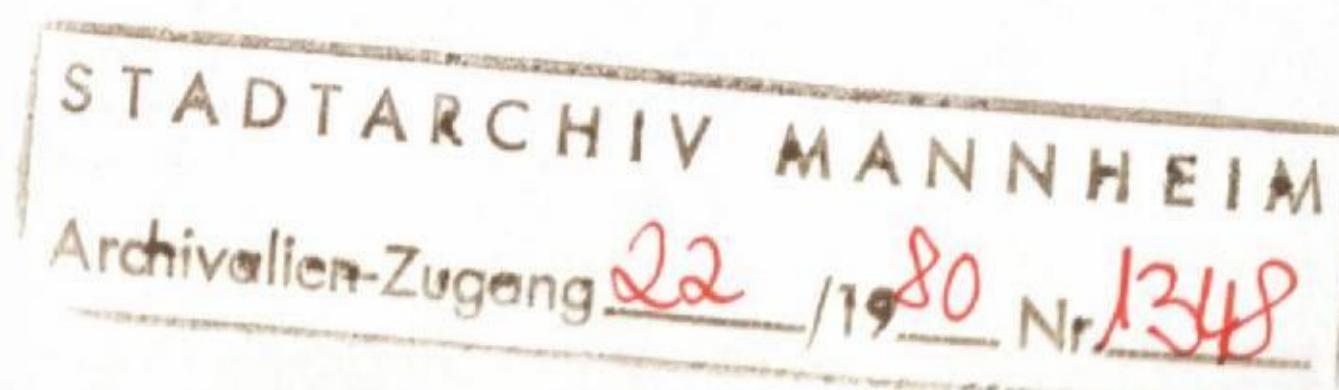


Bauliche Stadtgestaltung

Frankfurt

Feb. 1925



Bauliche Stadtgestaltung.

Die Bedeutung einer hochentwickelten Baukunst für unser ganzes Leben, für den einzelnen wie für die Gesamtheit, für Stadt und Staat ist in den Jahren vor dem Kriege unter gleichzeitiger Veranstaltung grosser Ausstellungen so mannigfaltig auseinandergesetzt und nachgewiesen worden, dass die Ueberzeugung von der Notwendigkeit guten Bauens langsam Gemeingut zu werden begann. Die Frage, wie etwas gemacht war, wie einer wohnen, seinen Betrieb - Bankhaus, Kaufhaus oder Fabrik - untergebracht haben wollte, war nicht länger mehr gleichgültig. Privatleute, städtische sowie staatliche Behörden fingen an, bei der Erstellung von Bauten besondere Erwägungen walten zu lassen. Die grosse baukünstlerische Leistung wurde ein begehrtes Ideal, und wenn gesagt wird, dass nicht wenig Städte durch solchen Eifer ihren Ruhm und ihre Anziehungskraft in den letzten Jahren gewaltig gesteigert haben, so werden Kenner des deutschen Städtewesens diese Behauptung schwerlich bestreiten.

Und in der Tat! Von allen Faktoren, welche das Leben einer Stadt - "Leben" hier im höheren Sinn genommen, nämlich als triebkräftiges, blühendes Fortbestehen - entscheidend bedingen, ist ihre Baukunst einer der wichtigsten.

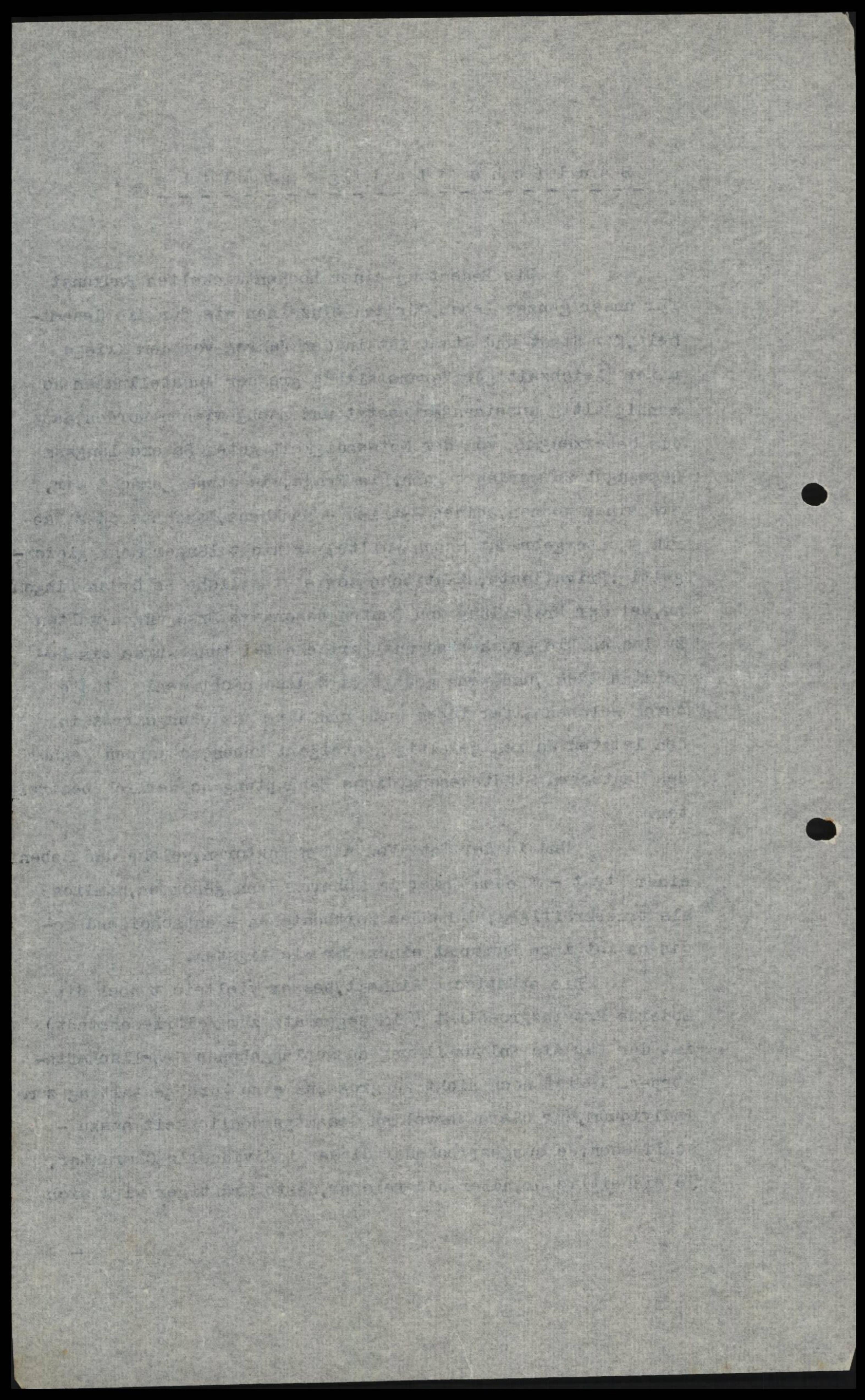
Die städtische Einheit, besser vielleicht noch die moderne Provinzgrosstadt (im Gegensatz zur Weltstadt) ist der für die Kulturbildung ausschlaggebende Gesellschaftskörper. Sie ist noch nicht zu gross, um eine Durchgestaltung zum Individuum, zur charaktervollen Gesamtpersönlichkeit auszuschliessen. Je ausgesprochener dieser individuelle Charakter, je einheitlicher, edler und reicher, desto kräftiger wird sich

Bauliche Stadtgestaltung.

Die Bedeutung einer hochentwickelten Baukunst für unser ganzes Leben, für den einzelnen wie für die Gesamtheit, für Stadt und Staat ist in den Jahren vor dem Kriege unter gleichzeitiger Veranstaltung grosser Ausstellungen so mannigfaltig auseinandergesetzt und nachgewiesen worden, dass die Überzeugung von der Notwendigkeit guten Bauens langsam Gemeingut zu werden begann. Die Frage, wie etwas gemacht wird, wie einer wohnen, seinen Betrieb - Bankhaus, Kaufhaus oder Fabrik - untergebracht haben wollte, war nicht länger mehr gleichgültig. Privatlente, städtische sowie staatliche Behörden fingen an, bei der Erstellung von Bauten besondere Erwägungen walten zu lassen. Die grosse baukünstlerische Leistung wurde ein begehrtes Ideal, und wenn gesagt wird, dass nicht wenige Städte durch solchen Eifer ihren Ruhm und ihre Anziehungskraft in den letzten Jahren gewaltig gesteigert haben, so werden Kenner des deutschen Städtewesens diese Behauptung so werlich bestreiten.

Und in der Tat! Von allen Faktoren, welche das Leben einer Stadt - "Leben" hier im höheren Sinn genommen, nämlich als triebkräftiges, blühendes Fortbestehen - entscheidend bedingen, ist ihre Baukunst einer der wichtigsten.

Die städtische Einheit, besser vielleicht noch die moderne Provinzgrosstadt (im Gegensatz zur Weltstadt) ist der für die Kulturbildung ausschlaggebende Gesellschaftskörper. Sie ist noch nicht zu gross, um eine Durchgestaltung zum Individuum, zur charaktervollen Gesamtpersönlichkeit auszuschliessen. Je ausgesprochener dieser individuelle Charakter, je einheitlicher, adler und reicher, desto kräftiger wird sich



die Stadt unter ihresgleichen zu behaupten vermögen, desto grösser ihre Anziehungskraft, desto dauerhafter ihre Blüte.

Nun gibt es für den sinnfälligen, sich uns unentziehbar aufdrängenden ausseren Eindruck zur Beurteilung des Wesens und Wertes einer Stadt keinen anderen Maßstab als die architektonische Erscheinung. Vor dem, was ein Gemeinwesen baulich ausdrückt, kann keiner, der dies Gemeinwesen betritt, die Augen verschliessen. Vom ersten bis zum letzten Schritt in seinem Umkreis sind wir genötigt, zu betrachten und zu urteilen. Nehme der Stadt, die den Ruf eines hässlichen, unbequemen, ungemütlichen, langweiligen oder gar peinigenden Aufenthaltsortes nicht von sich abschütteln kann. Sie wird trotz einer vielleicht noch herrschenden wirtschaftlichen Blüte bald von anderen Städten überflügelt werden, die es besser verstanden haben, ihre materielle Leistungsfähigkeit mit ideellen Forderungen in Einklang zu setzen und durch die Ansammlung lebenerhöhender und lebenerleichternder Eigenschaften ein Höchstmass von Werbe- kraft zu erreichen.

Das bauliche Gesamtbild der Stadt aber wird bestimmt durch die öffentliche und die private Bautätigkeit. Die öffentliche jedoch ist bestimmender. Sie ist es schon deshalb, weil sie den Bebauungsplan festsetzen kann und auch sonst die Mittel in der Hand hat, verhindernd oder unterstützend einzutreten. Ihr fallen zudem diejenigen Bauaufgaben zu, in deren Bedeutung die Gesamterscheinung der Stadt gleichsam wie in einem Rahmen- werk verankert liegt. Die baulichen Akzente, die grossen glän- zenden, zusammenfassenden und schmückenden, durch Monumental- architekturen dargestellten Brennpunkte, die kein gutes Städte- bild missen kann, sind fast ausschliesslich Sache der öffentlichen Baupflege. Und indem ihnen eine Art fordernder Vorbild- lichkeit innenwohnt, wirken sie auch auf die Ästhetik der pri-

die Stadt unter ihresgleichen zu behaupten vermögen, desto grösser ihre Anziehungskraft, desto dauerhafter ihre Blüte.

Nun gibt es für den sinnfälligen, sich uns unentzienbar aufdrängenden äusseren Eindruck zur Beurteilung des Wesens und Wertes einer Stadt keinen anderen Maßstab als die architektonische Erscheinung. Vor dem, was ein Gemeinwesen baulich ausdrückt, kennt keiner, der dies Gemeinwesen betritt, die Augen verschliessen. Vom ersten bis zum letzten Schritt in seinem Umkreis sind wir genötigt, zu betrachten und zu urteilen. Sehe der Stadt, die den Ruf eines hässlichen, unbequemen, ungemütlichen, langweiligen oder gar peinigenden Aufenthaltsortes nicht von sich abschütteln kann. Sie wird trotz einer vielleicht noch herrschenden wirtschaftlichen Blüte Bild von anderen Städten überflügelt werden, die es besser verstanden haben, ihre materielle Leistungsfähigkeit mit ideellen Forderungen in Einklang zu setzen und durch die Ansammlung lebenerhöhender und lebenerleichternder Eigenschaften ein Höchstmass von Verbeckraft zu erreichen.

Das bauliche Gesamtbild der Stadt aber wird bestimmt durch die öffentliche und die private Bautätigkeit. Die öffentliche jedoch ist bestimmender. Sie ist es schon deshalb, weil sie den Bebauungsplan festsetzen kann und auch sonst die Mittel in der Hand hat, verhindernd oder unterstützend einzugreifen. Ihr fallen zudem diejenigen Bauaufgaben zu, in deren Bedeutung die Gesamterscheinung der Stadt gleichsam wie in einem Rahmenwerk verankert liegt. Die baulichen Akzente, die grossen gliedernden, zusammenfassenden und schmückenden, durch Monumentalarchitekturen dargestellten Brennpunkte, die kein gutes Städtebild missen kann, sind fast ausschliesslich Sache der öffentlichen Baupflege. Und indem ihnen eine Artfordernder Vorbildlichkeit innewohnt, wirken sie auch auf die Aesthetik der pri-

vaten Baupflege. In hohem Masse sind sie geeignet, den Geschmack der privaten Bauherren sowie der freien Baukünstler zu beeinflussen.

Die Frage, inwieweit die grossen öffentlichen Bauaufgaben von einem städtischen Bauamt selbst zu lösen und auszuführen sind oder anderen ausserhalb stehenden Kräften überlassen werden sollten, kann hier einstweilen unbeantwortet bleiben. Im allgemeinen wird zutreffen, dass man auf die Beteiligung grosser auswärtiger Künstler umso eher verzichten können, je wertvoller und künstlerischer die Leistungen der städtischen Baubehörde selbst genannt werden dürfen. Sind diese Leistungen dagegen nicht genügend, so ist die Mitwirkung auswärtiger Künstler bei der Ausführung monumental er Bauaufgaben unter allen Umständen anzuraten. Denn bezeichnenderweise ist das Gemeinschaftliche bei den Werken verschiedener Baukünstler von Rang immer noch sehr viel ausgesprochener als bei den Leistungen ein und desselben, jedoch ohne künstlerischen Geschmack geleiteten Bauamtes. Leider liegt es in der Natur der Sache, dass die Leiter derartiger Bauämter fast immer bestrebt sind, den wahren Künstler von den Bauaufgaben der Stadtgemeinde fernzuhalten.

Welches Unglück - man kann es kaum anders bezeichnen - für eine Stadt darin liegt, eine unfähige Bauleitung zu besitzen, wird erst klar, wenn man sich die Bedeutung einer solchen Behörde bis ins einzelne genau vergegenwärtigt: wenn man sich vorstellt, welche Macht ein grosses städtisches Bauamt besitzt, wie es schulbildend wirken und weit über das Zeichbild hinaus Ruhm erwerben könnte, wie es dazu geschaffen wäre, gute Künstler herbeizuziehen, an allgemeinen architektonischen Lösungen mustergültig mitzuwirken und aus einer Stadt nicht nur einen schönen und begehrten Aufenthalt, sondern ein Juwel, eine Sehenswürdigkeit, ein ewiges Denkmal zu machen. Je vernichtend wird dann der Gedanke, dass die langjährige Tätigkeit einer unfähigen, aber grossen

• ५८०

vaten Baupflege. In hohem Masse sind sie geeignet, den Geschmack der privaten Bauherren sowie der freien Baukünstler zu beeinflussen.

Die Frage, inwieweit die grossen öffentlichen Bauaufgaben von einem städtischen Bauamt selbst zu lösen und auszuführen sind oder anderen ausserhalb stehenden Kräften überlassen werden sollten, kann hier einstweilen unbeantwortet bleiben. Im allgemeinen wird zutreffen, dass man auf die Beteiligung grosser auswärtiger Künstler umso eher verzichten können, je wertvoller und künstlerischer die Leistungen der städtischen Baubehörde selbst genannt werden dürfen. Sind diese Leistungen dagegen nicht genügend, so ist die Mitwirkung auswärtiger Künstler bei der Ausführung monumentaler Bauaufgaben unter allen Umständen anzuraten. Denn bezeichnenderweise ist das Gemeinschaftliche bei den Werken verschiedener Baukünstler von Rang immer noch sehr viel ausgesprochener als bei den Leistungen ein und desselben, jedoch ohne künstlerischen Geschmack geleiteten Bauamtes. Leider liegt es in der Natur der Sache, dass die Leiter derartiger Bauämter fast immer bestrebt sind, den wahren Künstler von den Bauaufgaben der Stadtgemeinde fernzuhalten.

Welches Unglück - man kann es kaum anders bezeichnen - für eine Stadt darin liegt, eine unfähige Bauleitung zu besitzen, wird erst klar, wenn man sich die Bedeutung einer solchen Behörde bis ins einzelne genau vergegenwärtigt: wenn man sich vorstellt, welche Macht ein grosses städtisches Bauamt besitzt, wie es schulbildend wirken und weit über das Zeichbild hinaus Ruhm erwerben könnte, wie es dazu geschaffen wäre, gute Künstler herbeizuziehen, an allgemeinen architektonischen Lösungen mustergültig mitzuwirken und aus einer Stadt nicht nur einen schönen und begehrten Aufenthalt, sondern ein Juwel, eine Sehenswürdigkeit, ein ewiges Denkmal zu machen. Wie vernichtend wird dann der Gedanke, dass die langjährige Tätigkeit einer unfähigen, aber grossen

Aufgaben gegenüber gestellten kommunalen Bauleitung alle diese Möglichkeiten in ihr Gegenteil verkehrt, dass die Millionen, die der Steuerzahler vertrauensvoll in ihre Hände legt, zu nichts anderem dienen, als den Fortschritt der Stadt zu vernichten, ihren Aufstieg zu allgemeiner Schätzung durch hässliche Steingebilde zu vereiteln. Denn die Sünden auf dem Gebiet der dauerhaftesten aller Künste sind schwer wieder gutzumachen. Monumente lassen sich nicht wie die falsche Linie beim Zeichnen einfach wegradieren, und ebenso wenig ist die durch sie hervorgerufene Geschmacksverbildung leicht wieder auszumerzen. So lässt sich begreifen, wenn von erfahrener Seite immer wieder und auf das nachdrücklichste darauf hingewiesen wird, dass eine einsichtige Stadtverwaltung kein Opfer scheuen sollte, für die Gestaltung ihres architektonischen Bildes die rechten Leitenden und künstlerischen Kräfte zu gewinnen.

Für eine gute Sängerin zahlen grosse Theater jährlich Zehntausende. Das bedeutet aber die Leistung eines solchen Stars gegenüber den steinernen Verewigungen, welche die Bankästler zum dauernden Segen oder Fluch einer Stadt hinterlassen. Man zahlt Hunderttausende für die Inhalte der Museen. Zu Recht, denn auch die guten Museen vermehren die werkskräftigen Eigenschaften der Städte. Das Museum der Baukunst aber ist die Stadt selbst, mit dem einzigen Unterschied, dass die Gemeinde sich der Forderung gewisser "Anschaffungen" überhaupt nicht entziehen kann. Schulen, Krankenhäuser, Schwimmbäder, Theater, Bahnhöfe, Verwaltungsgebäude, Festhäuser, Museen, Bibliotheken, Akademien und was-er-tümme müssen gebaut werden - aber von dem Wie hängt alles ab.

Es wurde gesagt, dass sich die Bausünden einer Stadt nicht so ohne weiteres wieder gutmachen lassen. Dieses ist ohne Zweifel richtig, aber es ist andererseits doch auch wieder nur bedingt wahr. Je kräftiger und je reicher eine Stadt, desto leichter kann sie ihre frühere Bautwicklung durch Neubauten

Aufgaben gegenüber gestellten kommunalen Bauleitung alle diese Möglichkeiten in ihr Gegenteil verkehrt, dass die Millionen, die der Steuerzahler vertrauensvoll in ihre Hände legt, zu nichts anderem dienen, als den Fortschritt der Stadt zu vernichten, ihren Aufstieg zu allgemeiner Schätzung durch hässliche Steingebilde zu vereiteln. Denn die Sünden auf dem Gebiet der dauerhaftesten aller Künste sind schwer wieder gutzumachen. Monamente lassen sich nicht wie die falache Linie beim Zeichnen einfach wegradieren, und ebenso wenig ist die durch sie hervorgerufene Geschmacksverbildung leicht wieder auszumerzen. So lässt sich begreifen, wenn von erfahrener Seite immer wieder und auf das nachdrücklichste darauf hingewiesen wird, dass eine einsichtige Stadtverwaltung kein Opfer scheuen sollte, für die Gestaltung ihres architektonischen Bildes die rechten leitenden und künstlerischen Kräfte zu gewinnen.

Für eine gute Sängerin zahlen grosse Theater jährlich Zehntausende. Was bedeutet aber die Leistung eines solchen Stars gegenüber den steinernen Verewigungen, welche die Baukünstler zum dauernden Segen oder Fluch einer Stadt hinterlassen. Man zahlt Hunderttausende für die Inhalte der Museen. Zu Recht, denn auch die guten Museen vermehren die werbekräftigen Eigenschaften der Städte. Das Museum der Baukunst aber ist die Stadt selbst, mit dem einzigen Unterschied, dass die Gemeinde sich der Forderung gewisser "Anschaffungen" überhaupt nicht entziehen kann. Schulen, Krankenhäuser, Schwimmbäder, Theater, Bahnhöfe, Verwaltungsgebäude, Festhäuser, Museen, Bibliotheken, Akademien und Wassertürme müssen gebaut werden - aber von dem Wie hängt alles ab.

Es wurde gesagt, dass sich die Bausünden einer Stadt nicht so ohne weiteres wieder gutmachen liessen. Dieses ist ohne Zweifel richtig, aber es ist andererseits doch auch wieder nur bedingt wahr. Je kräftiger und je reicher eine Stadt, desto leichter kann sie ihre frühere Bauentwicklung durch Neubauten

überwinden. Es kommt nur darauf an, dass bei dem Wechsel nicht das Gute, sondern das Misslungene jedesmal der Neugestaltung zum Opfer fällt. Schon aus diesem Grunde, das heisst um für den unaufhörlichen Wechsel der baulichen Moleküle eine einheitliche und künstlerische Richtung zu gewinnen, ist es unbedingt erforderlich, dass die stadtische Bauleitung einen solchen künstlerischen und einheitlichen Architekturgeist ausstrahle. Auch für Frankfurt ist es, trotz mancher schlechten Erfahrung, noch keineswegs zu spät, um mit Kraft solchen Zielen zuzustreben. Zwischen Köln, Basel und Stuttgart liegt keine Stadt, die durch ihre Lage, wirtschaftliche Zengungskraft und baulichen Grundlagen so geeignet wäre, ein landbeherrschendes Zentrum zu bilden wie Frankfurt. Daraufhin sollte man seinen Fluchtlinienplan anlegen, daraufhin, unter rücksichtsloser Festhaltung der Beziehung auf das Ganze, öffentliche wie private Baupflege zu leiten versuchen.

Scheut man die Festlegung des grossen Rahmenwerkes, selbst wenn dieses als Zukunftsmusik erscheinen möchte, nicht, so wird der Baucharakter der Stadt bis ins einzelne hinein dadurch in günstiger und rhythmusgebender Weise beeinflusst werden. Dieses den Rhythmus bestimmende Rahmenwerk muss in seiner Ausdehnung und Energie abhängen nicht etwa von gewissen wirtschaftlichen Gegebenheiten des Augenblicks, sondern von der kühnen Ermessung dessen, was an Zielbewusstsein, Lebenskraft und Gesamtgefühl in einem Gemeinwesen steckt.

Wer die neuere Geschichte Frankfurts kennt, wird zugeben, dass man in der Beurteilung der Entwicklungsfähigkeit dieser Stadt fast immer zu kurzes Ziel genommen hat. Manche grössere kommunale Bauunternehmung liefert hierfür ein sprechendes Beispiel. Je besser es gelingt, der stadtischen Architektur Einheitlichkeit in ganz grossem Rahmen zu verleihen, desto weniger empfindlich werden die älteren Fehler im Stadtgebilde auffallen.

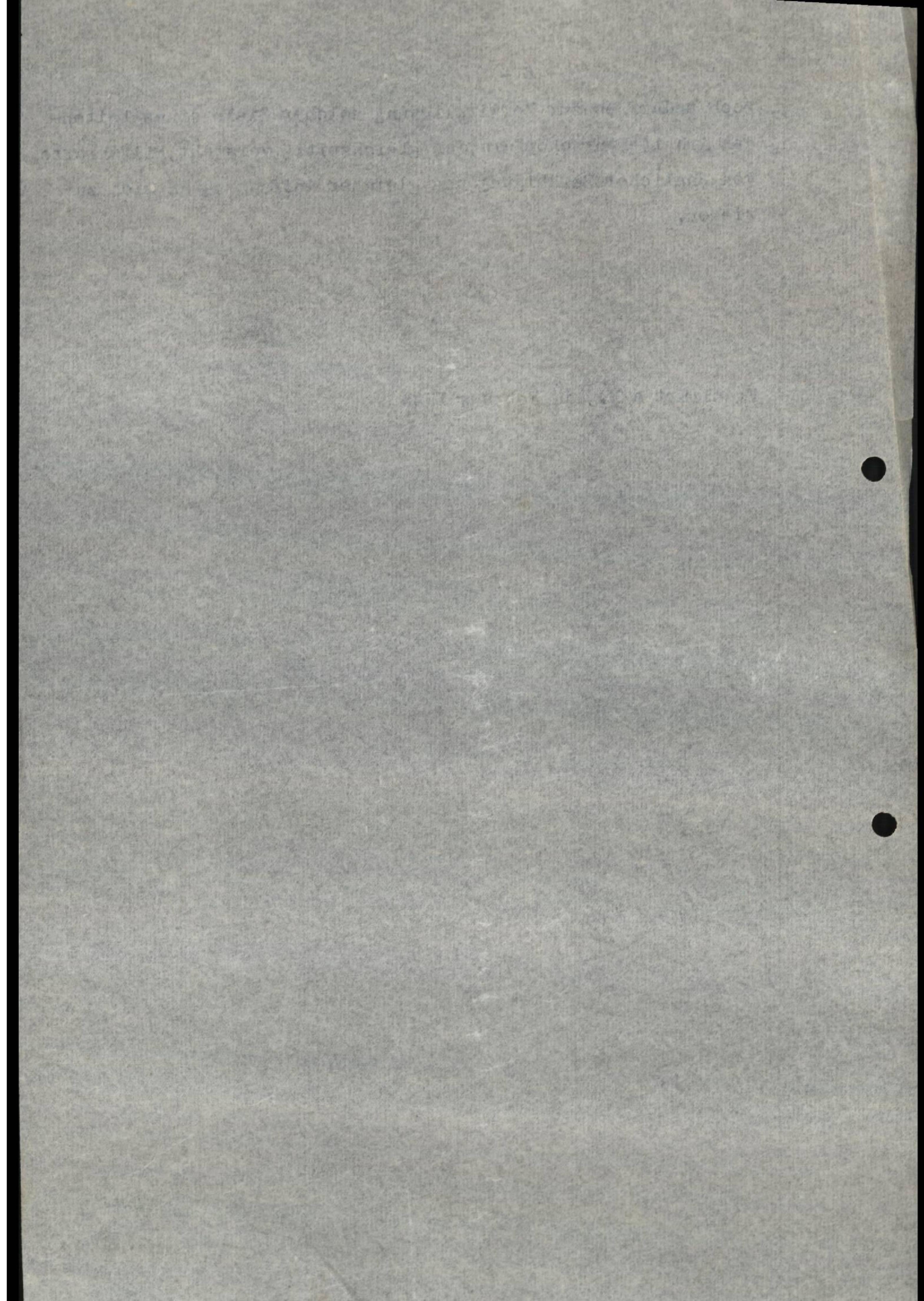
überwinden. Es kommt nur darauf an, dass bei dem Wechsel nicht das Gute, sondern das Misslungene jedesmal der Neugestaltung zum Opfer fällt. Schon aus diesem Grunde, das heisst um für den unaufhörlichen Wechsel der baulichen Moleküle eine einheitliche und künstlerische Richtung zu gewinnen, ist es unbedingt erforderlich, dass die städtische Bauleitung einen solchen künstlerischen und einheitlichen Architekturgeist ausstrahle. Auch für Frankfurt ist es, trotz mancher schlechten Erfahrung, noch keineswegs zu spät, um mit Kraft solchen Zielen zuzustreben. Zwischen Köln, Basel und Stuttgart liegt keine Stadt, die durch ihre Lage, wirtschaftliche Zeugungskraft und baulichen Grundlagen so geeignet wäre, ein Landbeherrschendes Zentrum zu bilden wie Frankfurt. Daraufhin sollte man seinen Fluchtlinienplan anlegen, daraufhin, unter rücksichtsloser Festhaltung der Beziehung auf das Ganze, öffentliche wie private Baupflege zu leiten versuchen.

Scheut man die Festlegung des grossen Rahmenwerks, selbst wenn dieses als Zukunftsmusik erscheinen möchte, nicht, so wird der Baucharakter der Stadt bis ins einzelne hinein dadurch in günstiger und rhythmusgebender Weise beeinflusst werden. Dieses den Rhythmus bestimmende Rahmenwerk muss in seiner Ausdehnung und Energie abhängen nicht etwa von gewissen wirtschaftlichen Gegebenheiten des Augenblicks, sondern von der kühnen Ermessung dessen, was an Zielbewusstsein, Lebenskraft und Gesamtgefühl in einem Gemeinwesen steckt.

Wer die neuere Geschichte Frankfurts kennt, wird zugeben, dass man in der Beurteilung der Entwicklungsfähigkeit dieser Stadt fast immer zu kurzes Ziel genommen hat. Manche grössere kommunale Bauunternehmung liefert hierfür ein sprechendes Beispiel. Je besser es gelingt, der städtischen Architektur Einheitlichkeit in ganz grossem Rahmen zu verleihen, desto weniger empfindlich werden die älteren Fehler im Stadtgebilde auffallen.

Doch bedarf es zur Verwirklichung solcher Ziele eines Leitenden Architekturschöpfers, der gleichzeitig versteht, Hilfskräfte von ähnlicher Befähigung und gleicher Auffassung an sich zu ziehen.

Frankfurt a/M., im Februar 1925



Doch bedarf es zur Verwirklichung solcher Ziele eines leitenden Architekturschöpfers, der gleichzeitig versteht, Hilfskräfte von ähnlicher Befähigung und gleicher Auffassung an sich zu ziehen.

Frankfurt a/M., im Februar 1925

Die unter Leitung des Städtischen Hochbau-
amts seit dem Jahre 1905 in Mannheim ent-
standenen Bauten.

Bautechnische Stadtgärtnerkunst

I.

Die Tätigkeit städtischer Hochbauämter im allgemeinen.

Die Bedeutung einer hochentwickelten Baukunst für unser ganzes Leben, für den Einzelnen wie für die Gesamtheit, für Stadt und Staat ist in den Jahren vor dem Kriege unter gleichzeitiger Veranstaltung großer Ausstellungen so mannigfaltig auseinandergesetzt und nachgewiesen worden, daß die Überzeugung von der Notwendigkeit guten Bauens langsam Gemeingut zu werden begann. Die Frage, wie etwas gemacht war, wie einer wohnen, seinen Betrieb - Bankhaus, Kaufhaus oder Fabrik - untergebracht haben wollte, war nicht länger mehr gleichgültig. Privatleute, städtische sowie staatliche Behörden fingen an, bei der Erstellung von Bauten besondere Erwägungen walten zu lassen. Die große baukünstlerische Leistung wurde ein begehrtes Ideal, und wenn gesagt wird, daß nicht wenig Städte durch solchen Eifer ihren Ruhm und ihre Anziehungskraft in den letzten Jahren gewaltig gesteigert haben, so werden Kenner des deutschen Städtewesens diese Behauptung schwerlich bestreiten.

Und in der Tat! Von allen Faktoren, welche das Leben einer Stadt - "Leben" hier im höheren Sinn genommen, nämlich als triebkräftiges, blühendes Fortbestehen - entscheidend bedingen, ist ihre Baukunst einer der wichtigsten.

Die städtische Einheit, besser vielleicht noch die moderne Provinzgroßstadt (im Gegensatz zur Weltriesen-

stadt) ist der für die Kulturbildung ausschlaggebende Gesellschaftskörper. Sie ist noch nicht zu groß, um eine Durchgestaltung zum Individuum, zur charaktervollen Gesamtpersönlichkeit auszuschließen. Je ausgesprochener dieser individuelle Charakter, je einheitlicher, edler und reicher, desto kräftiger wird sich die Stadt unter ihresgleichen zu behaupten vermögen, desto größer ihre Anziehungskraft, desto dauerhafter ihre Blüte.

Nun gibt es für den sinnfälligen, sich uns unentziehbar aufdrängenden äußeren Eindruck zur Beurteilung des Wesens und Wertes einer Stadt keinen anderen Maßstab als die architektonische Erscheinung. Vor dem, was ein Gemeinwesen baulich ausdrückt, kann keiner, der dies Gemeinwesen betritt, die Augen verschließen. Vom ersten bis zum letzten Schritt in seinem Umkreis sind wir genötigt, zu betrachten und zu urteilen. Wehe der Stadt, die den Ruf eines häßlichen, unbequemen, ungemütlichen, langweiligen oder gar peinigenden Aufenthaltsortes nicht von sich abschütteln kann. Sie wird trotz einer vielleicht noch herrschenden wirtschaftlichen Blüte bald von anderen Städten überflügelt werden, die es besser verstanden haben, ihre materielle Leistungsfähigkeit mit ideellen Forderungen in Einklang zu setzen und durch die Ansammlung lebenerhöhender und lebenerleichternder Eigenschaften ein Höchstmaß von Werbekraft zu erreichen.

Das bauliche Gesamtbild der Stadt aber wird bestimmt durch die öffentliche und die private Bautätigkeit. Die öffentliche jedoch ist bestimmender. Sie ist es schon deshalb, weil sie den Bebauungsplan festsetzen kann und auch sonst die Mittel in der Hand hat, verhindernd oder un-

terstützend einzugreifen. Ihr fallen zudem diejenigen Bauaufgaben zu, in deren Bedeutung die Gesamterscheinung der Stadt gleichsam wie in einem Rahmenwerk verankert liegt. Die baulichen Akzente, die großen gliedernden, zusammenfassenden und schmückenden, durch Monumentalarchitekturen dargestellten Brennpunkte, die kein gutes Städtebild missen kann, sind fast ausschließlich Sache der öffentlichen Baupflege. Und indem ihnen eine Art fördernder Vorbildlichkeit innewohnt, wirken sie auch auf die Ästhetik der privaten Baupflege. In hohem Maße sind sie geeignet, den Geschmack der privaten Bauherren sowie der freien Baukünstler zu beeinflussen.

Die Frage, inwieweit die großen öffentlichen Bauaufgaben von einem städtischen Bauamt selbst zu lösen und auszuführen sind oder anderen außerhalb stehenden Kräften überlassen werden sollten, kann hier einstweilen unbeantwortet bleiben. Im allgemeinen wird zutreffen, daß man auf die Beteiligung großer auswärtiger Künstler umso eher wird verzichten können, je wertvoller und künstlerischer die Leistungen der städtischen Baubehörde selbst genannt werden dürfen. Sind diese Leistungen dagegen nicht genügend, so ist die Mitwirkung auswärtiger Künstler bei der Ausführung monumental er Bauaufgaben unter allen Umständen anzuraten. Denn bezeichnenderweise ist das Gemeinschaftliche bei den Werken verschiedener Baukünstler von Rang immer noch sehr viel ausgesprochener als bei den Leistungen ein und desselben, jedoch ohne künstlerischen Geschmack geleiteten Bauamtes. Leider liegt es in der Natur der Sache, daß die Leiter derartiger Bauämter fast immer bestrebt sind, den wahren Künstler von den Bauaufgaben der Stadtgemeinde fernzuhalten.

Welches Unglück - man kann es kaum anders bezeichnen - für eine Stadt darin liegt, eine unfähige Bauleitung zu besitzen, wird erst klar, wenn man sich die Bedeutung einer solchen Behörde bis ins einzelne genau vergegenwärtigt: wenn man sich vorstellt, welche Macht ein großes städtisches Bauamt besitzt, wie es schulbildend wirken und weit über das Weichbild hinaus Ruhm erwerben könnte, wie es dazu geschaffen wäre, gute Künstler herbeizuziehen, an allgemeinen architektonischen Lösungen mustergültig mitzuwirken und aus einer Stadt nicht nur einen schönen und begehrten Aufenthalt, sondern ein Juwel, eine Sehenswürdigkeit, ein ewiges Denkmal zu machen. Wie vernichtend wird dann der Gedanke, daß die langjährige Tätigkeit einer unfähigen, aber großen Aufgaben gegenüber gestellten kommunalen Bauleitung alle diese Möglichkeiten in ihr Gegenteil verkehrt, daß die Millionen, die der Steuerzahler vertrauensvoll in ihre Hände legt, zu nichts anderem dienen, als den Fortschritt der Stadt zu vernichten, ihren Aufstieg zu allgemeiner Schätzung durch hässliche Steingebilde zu vereiteln. Denn die Sünden auf dem Gebiet der dauerhaftesten aller Künste sind schwer wieder gutzumachen. Monamente lassen sich nicht wie die falsche Linie beim Zeichnen einfach wegradieren, und ebenso wenig ist die durch sie hervorgerufene Geschmacksverbildung leicht wieder auszumerzen. So läßt sich begreifen, wenn von erfahrener Seite immer wieder und auf das nachdrücklichste darauf hingewiesen wird, daß eine einsichtige Stadtverwaltung kein Opfer scheuen sollte, für die Gestaltung ihres architektonischen Bildes die rechten leitenden und künstlerischen Kräfte zu gewinnen.

Für eine gute Sängerin zahlen große Theater jähr-

lich Zehntausende. Was bedeutet aber die Leistung eines solchen Stars gegenüber den steinernen Verewigungen, welche die Baukünstler zum dauernden Segen oder Fluch einer Stadt hinterlassen. Man zahlt Hunderttausende für die Inhalte der Museen. Zu Recht, denn auch die guten Museen vermehren die werbekräftigen Eigenschaften der Städte. Das Museum der Baukunst aber ist die Stadt selbst, mit dem einzigen Unterschied, daß die Gemeinde sich der Forderung gewisser "Anschaffungen" überhaupt nicht entziehen kann. Schulen, Krankenhäuser, Schwimmbäder, Theater, Bahnhöfe, Verwaltungsgebäude, Festhäuser, Museen, Bibliotheken, Akademien und Wassertürme müssen gebaut werden - aber von dem Wie hängt alles ab.

Winter Feste 32

II.

Einige Seiten des Baucharakters von Mannheim als Voraussetzung der städtischen Bautätigkeit.

Die Grundlagen, welche Mannheim im Augenblick des Einsetzens seiner neueren sich ständig steigernden Bauentwicklung - also etwa vor dreißig Jahren - darbot, wären dem Plan einer einheitlichen und großzügigen architektonischen Ausgestaltung des Bestehenden durchaus förderlich gewesen.

Die alte Stadtanlage mit ihren in den Winkel des Rhein- und Neckarzusammenflusses hineingepaßten beiden Hauptaxen und den auf das Schloß bezogenen streng geordneten Häusermassen enthielt mancherlei Elemente, an die sich mit Erfolg hätte anknüpfen lassen. Hier war der Grundsatz, einer einheitlich gehaltenen, aber klar gruppierten Architekturmasse mit bürgerlichem und privatem Zweck gewaltig sprechende Monumente öffentlichen Charakters als schmückende und beherrschende Brennpunkte gegenüberzustellen, in geradezu vorbildlicher Weise befolgt.

Es ist ein besonders dankbares und genüßreiches Studium, dem Verhältnis von Monumentalbau und Bürgerwohnung, von großer Individualschöpfung und gleichförmiger Gemeinschaftsarchitektur, von Machtfaktor und Gemeinde im alten Mannheim nachzugehen, zu sehen, wie das Schloß die Gesamtmasse der übrigen Stadt an sich gebunden hält und über sie dominiert, wie aber innerhalb dieser übrigen Masse immer wieder, wie die Fürsten in einem Bundesstaat, kleinere Herrscher sich erheben, um, nachdem sie sich durch einen Platz erst

die nötige Achtung und Bewegungsfreiheit geschaffen haben, ihrem eigenen Kreis mit vornehmer Geste vorzustehen. Dies gilt vor allem von der Anlage des alten und des neuen Rathauses, ferner vom Zeughaus und der Jesuitenkirche.

Daß diese klare und schöne Verhältnismäßigkeit sich ungünstig verschieben mußte, als man mit der steigenden wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt daran ging, überall Stockwerke aufzusetzen und so der Masse der Bürgerhäuser mehr Schwere verlieh, ohne doch die Straßenbreite darauf einstellen zu können, war vielleicht unabwendbar. Die alte Stadtanlage behielt deshalb doch noch immer ihren vorbildlichen Charakter, der gerade hinsichtlich der beiden Faktoren "Einzelbau" und "Massenbauten" lehrreich war.

Freilich bietet dieses Wachsen der Häuser dem modernen Städtebau große Schwierigkeiten. Es wird immer schwerer, gliedernde und rhytmisierende Gegensätze zu schaffen.

Was hat nun Mannheim unter Berücksichtigung des Vorhandenen seit dem Bestehen des jetzigen Hochbauamtes baukünstlerisch geleistet?

Als ein bemerkenswertes Eingehen auf die genannten Forderungen muß der Friedrichplatz erwähnt werden. Wenn auch keine durchaus befriedigende Lösung, so bedeutet er doch eine geschickte und der Gesamtentwicklung angepaßte Anknüpfung an das Gegebene, die der Großartigkeit nicht entbehrt. Da die Gestaltung des Platzes noch nicht abgeschlossen ist, wird das Endurteil einer späteren Zeit vorbehalten bleiben können.

Aber der Friedrichsplatz ist nicht als Leistung des Hochbauamtes zu betrachten. Dieses hat seit dem Bestehen der jetzigen Leitung eine große Zahl anderer Arbeiten ausgeführt: so allein dreizehn große Schulen, eine Hauptfeuerwache,

ein mächtiges Hallenbad und ein großes Krankenhaus. Der zu-
letzt genannte Bau ist zwar noch nicht gänzlich fertigge-
stellt, kann in seiner Wirkung aber schon mit Sicherheit
beurteilt werden. Kleinere Leistungen schließen sich an:
ein Grabdenkmal, eine Trambahnwagenhalle, Bedürfnishäuschen
und dergleichen.

Für diese umfangreiche Tätigkeit wurden von der
Stadt in zwölf Jahren etwa 25 Millionen Mark bereitgestellt
und ausgegeben. Es fragt sich nun: Hat die Leitung des
Städtischen Hochbauamtes eine diesem gewaltigen Aufwand an
Geldmitteln entsprechende Leistung vollbracht, das heißt,
sind dafür Bauten geschaffen worden, die etwas für die Stadt
bedeuten, und können diese Bauten als eine vollgültige Um-
setzung des finanziellen Opfers in stadtwirtschaftliche und
stadtkulturelle Werte betrachtet werden?

Eine Beantwortung dieser schwerwiegenden Frage
soll an der Hand einer Betrachtung der wesentlichen unter
der jetzigen Leitung des Hochbauamtes erstellten Baulich-
keiten versucht werden. Doch seien zunächst noch einige das
Urteilsgebiet einschränkende Punkte zur Sprache gebracht.

Bekanntlich gibt es keine absolute Architektur.
Jedwede architektonische Gestaltung ist örtlich bedingt, und
alles, was gebaut wird, sollte in seiner Form unter anderem
auch abhängig sein von dem Boden, worauf es steht und der
Nachbarschaft, in welche es sich einfügen muß. Nur durch
strenge Berücksichtigung dieser Grundregel wird einheitliche
Gruppenarchitektur, wird überhaupt gute Architektur entste-
hen können. Daraus ergibt sich, daß die Bestimmung des Bau-
platzes und die Gestaltung der Baugegend mit der Gestaltung
der über dem Boden sich erhebenden Bauteile Hand in Hand er-

folgen müßten. Zum mindesten sollte - falls die Entscheidung hierüber in verschiedene Hände gelegt ist - von vornherein nach weitgehender Übereinstimmung gestrebt werden.

Da sich nicht ohne weiteres für jeden Bau feststellen läßt, wie weit dies in Mannheim infolge der besonderen Verhältnisse möglich war, ist es fürs erste vielleicht geraten, diese - nämlich die mehr stadtbauliche Seite - zunächst einmal auszuschalten. Keineswegs aber darf die Schuld an den gemachten Fehlern auf den Lageplan geschoben werden, denn die Leitung des Hochbauamtes hat stets Gelegenheit gehabt, ihr ungeeignet erscheinende Bauplätze und Baugegenden beziehungsweise Lagepläne abzulehnen. Insofern ist auch sie für die Wahl des Bauortes und die Art der Einfügung in den Stadtgrundriß mitverantwortlich.

Ein weiterer abgrenzender Gesichtspunkt liegt in der Frage nach der Zweckmäßigkeit und technischen Vollkommenheit der betreffenden Bauleistungen.

Was die technische Seite anbelangt, so muß ihre vollgültige Berücksichtigung durch die Leitung eines Hochbauamtes als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Ein städtischer Architekt, der ernste technische Fehler macht oder zuläßt, ist eine unmögliche Erscheinung. Diese Frage darf also unberücksichtigt bleiben. Anders steht es mit der Zweckmäßigkeit oder, wie man auch sagt, der praktischen Lösung bei den Bauten.

Es gibt Architekten, die ihr künstlerisches Unvermögen hinter der Erfüllung der praktischen Forderungen zu verbergen trachten. Die Redensart: Wenn es zweckmäßig ist, dann ist es auch schön, könnte von solchen Leuten zum ersten Mal gebraucht worden sein. Dementsprechend pflegen ausge-

sprochene Praktiker ohne künstlerische Fähigkeit auf wirkliche Baukünstler zu schelten: diese machten ja ganz nette Sachen, aber gebrauchen ließen sich derartige Bauerzeugnisse leider nicht und so fort.

Daß in solchen Äußerungen eine irreführende Absicht liegt, ist leicht zu erkennen. Die Aufgabe der Baukunst erschöpft sich weder im rein Praktischen noch im rein Ästhetischen; sie geht vielmehr dahin, beide Forderungen, die der physischen und die der psychischen Zweckmäßigkeit, mit einem Höchstmaß von Wirkung zu vereinigen, und es ist sehr die Frage, was schlimmer ist: die absolute Vernachlässigung des praktischen oder die des ästhetischen Zwecks. Gerade in dem Unvermögen, beide Forderungen in befriedigender Weise zugleich zu erfüllen, dokumentiert sich die wahre Unfähigkeit des Architekten.

Zur Prüfung der Zweckmäßigkeit der zu betrachtenden Bauten ist dem Beurteiler aus Zeitmangel und aus anderen Gründen keine Gelegenheit gegeben. Sie könnte nur mit Hilfe des Studiums der Grundrisse und durch Befragung der Benutzer der betreffenden Gebäude vorgenommen werden. Aber auch hier liegt der Fall ähnlich wie beim rein Technischen. Daß ein städtisches Hochbauamt auf dem Gebiet der praktischen Lösungen keine großen Fehler macht, versteht sich eigentlich von selbst.

So spitzt sich alles zu auf die Betrachtung lediglich der ästhetischen Leistung. Sie allein genügt zur entscheidenden Beantwortung der gestellten Frage.

III.

Die äußere (künstlerische) Erscheinung der seit 1905 unter Leitung des Stadtbaurats Perrey vom Hochbauamt der Stadt Mannheim aufgeführten Bauten.

A. Schulen.

1. Elisabethschule (1905) D 7 Rheinstraße.

Ein schwerer protziger Bau von oft sehr seltsamen an alle möglichen Stile sich anlehnenden Einzelformen und vorherrschendem Renaissancecharakter. Die Wahl dieser Formen, die in der wunderlichen Portalbildung eine besondere Häufung erfahren, ist gänzlich unmotiviert. Das Gebäude wirkt wie ein Fremdkörper in der Straße, nimmt keine Rücksicht auf ihre Bewegung und lässt ein Eingehen auf den örtlichen traditionellen Baugeist völlig vermissen. Hässliche Lösung der Lichtzufuhr für die Räume des Dachgeschosses. Das Wesen der Schule, dem eine gewisse heitere Strenge innewohnt, ist trotz der sinnbildlichen, plastisch sehr mißratenen Skulpturen am Eingang nicht zum Ausdruck gelangt.

2. Kurfürst Friedrichschule (1907)

C.6 Zeughausplatz. Eine der für das Stadtbild von Mannheim nachteiligsten Leistungen des Hochbauamts. Wie schon bei der Elisabethschule für die Forderungen des Milieus und der baulichen Nachbarschaft kein Verständnis sich regte, so wird auch hier ein Bauwerk, und zwar ein wahrer Koloss, ohne irgendwelche innere Bezugnahme in Bestehendes hineingepflanzt, das, an sich ohne Reiz und künstlerischen Wert alles, was

sich in der Nähe befindet, mit seiner rohen Masse einfach zerschlägt. Dies gilt besonders vom Zeughaus, einem der schönsten alten Gebäude Mannheims und einer Bauleistung von historischer Bedeutung.

Man könnte das Urteil über die Kurfürsten-Schule ganz allein aus dem Verhältnis ihrer Masse zum Zeughaus ableiten. Dies Verhältnis allein beweist, daß die betreffende Instanz, die hier die Verantwortung trägt, jedes feineren Architekturgeföls ermangelt. Wie wäre die hier zutage getretene völlige Nichtachtung, ja geradezu Verachtung eines architektonischen Meisterwerkes sonst zu erklären? Es lag nicht der geringste Grund vor, den edeln Bau mit kolossalen Massen totzuschlagen. Im Gegenteil: wie von selbst ergab sich hier die baukünstlerische Weisung, auf das an und für sich schon stark monumentale, dem Platz als ausgesprochener Hauptbau Richtung verleihende Zeughaus Bezug zu nehmen. Statt dessen wurde etwas geschaffen, das wie mutwillig darauf auszugehen scheint, die Wirkung des älteren Werkes zu schädigen.

Dieser vernichtende Gegensatz liegt natürlich nicht nur im Verhältnis der Massen. Er erstreckt sich auf jedes Element der Baugestaltung. Um dies in seiner ganzen erschreckenden Deutlichkeit feststellen zu können, empfiehlt es sich, den Standpunkt einige Schritte links vom Denkmal für die Krieger von 1848 zu wählen.

Wollte man das Dasein des Zeughäuses nicht gänzlich ignorieren, was kein wahrer Architekt getan hätte, so mußte man bei der Bebauung der rechten Seite des Platzes wenigstens auf den Rhythmus der Fassade des Zeughäuses einzugehen versuchen, mußte darnach trachten, ein Verhältnis von

Wand und Wanddurchbrechung zu schaffen, das sich der Fassade des Zeughäuses angepaßt und diese womöglich fortgeleitet hätte. Nichts dergleichen ist geschehen. Die in der Anordnung der Fensteröffnungen der Kurfürstenschule gewählten Maßstäbe sind voller Unruhe und Unbestimmtheit und ohne jede Beziehung zu dem schönen Nachbarbau. Dies wird besonders klar, wenn man die rechte Ecke des Zeughäuses zugleich mit dem dahinterliegenden und von ihr überschnittenen Stück der Kurfürstenschule ins Auge faßt.

Ein weiterer Vergleichspunkt, aus welchem die baukünstlerische Gefühllosigkeit des Schöpfers der Kurfürstenschule schlagend hervorgeht, ist die Prüfung des Umrisses. Ein Blick auf die Gesamtmasse des Zeughäuses und die der Schule genügt, um die gänzliche Verfehltheit des neueren Baus erkennen zu lassen. Hier ruhige, unendlich würdevolle Geschlossenheit, dort ein zerrissener, scheinbar ohne jede Notwendigkeit sprungweise verlaufender Umriß, eine Dachbildung, die in das Platzinnere abzurutschen scheint und eine Ecklösung mit Turm und flankierenden Giebeln, in welcher die Masse sich plötzlich zu einem Klumpen zusammenballt.

Es könnte die Meinung entstehen, als ergäbe sich dies abfällige Urteil lediglich durch die Beziehung zum Zeughäus. Dies trifft aber nicht zu. Alle erwähnten Fehler bestehen auch für sich. Auch wenn das Gebäude an ganz anderer Stelle stünde, wäre es als Architekturleistung wegen der Willkür und Regellosigkeit seiner Gestaltung zu verwerfen. Es fehlt ihm an klarer Gliederung, an Einheitlichkeit des Maßstabes, an Folgerichtigkeit in der Anwendung des Gestaltungsprinzips und an Feinheit der Einzelheiten.

So hat ein sehr empfindlicher Mangel an baukünst-

lerischer Fähigkeit verbunden mit einem ebenso großen Mangel an Ehrfurcht vor dem historischen Meisterwerk in diesem Fall dazu geführt, daß mit großen Mitteln ein in jeder Hinsicht negatives Resultat für die Stadtgemeinde erzielt wurde.

3. Die Lessingschule am Neckardamm stammt aus demselben Jahre (1907). Sie stellt eine weit kleinere Aufgabe dar als die Kurfürstenschule. In einem Villenstadtteil gelegen, hätte man erwarten sollen, daß zum mindesten in ihrem Grundriß auf die offene Bauweise jener von viel Grün durchzogenen Stadtgegend Bezug genommen würde. Dies hätte in einer Gestaltung geschehen können, die dem Baukörper nicht nur nach der Neckarseite, sondern auch nach den anderen Seiten eine gewisse, wenn auch vielleicht nicht gleichwertige Frontalität verliehen hätte. Statt dessen wurde ohne viel Umstände das übliche Schema wieder verwertet: Mittelrücklage mit giebelgekrönten Seitenrisaliten, gestreckte, an der Straße hinlaufende Front. Dadurch bekommt die ganze Schule an ihrer Stelle etwas Unbegründetes. Wie ein Stück Mauer steht sie flach in der Landschaft. Der rote, sehr einfarbig gewählte Sandstein verstärkt den Eindruck. Wenig schön sind auch die Oberlichter im Dach, die - offenbar als besonders gelungene Lösung einer unumgänglichen Bauforderung - schon bei der Elisabethschule und auch bei der Kurfürstenschule angetroffen wurden und sich zum Unglück der betreffenden Bauten noch des öfteren wiederholen. Verfehlt ist die Abstumpfung des linken (abgewalmten) Giebels, der durch plastische Verbindung mit dem Dach eine fremdartige, der angewandten Stilgebung widersprechende Bedeutung erhält, verfehlt auch die an den rückwärtigen Wandflächen für nötig gehaltene Verwendung der weißen Verblender.

Auf die verhängnisvolle Vorliebe für Verblender wird in einer zusammenfassenden Beurteilung weiter unten eingegangen werden.

4. Die Humboldtschule in der Gartenfeldstraße ist ebenfalls 1907 bezogen worden. Die durch den Grundriß gegebene Gliederung der Baumassen hätte im Verein mit der allgemein nicht ungünstigen Asteilung der Fenster ohne große Mühe ein annehmbares Bauwerk geben können. Trotzdem gehört diese Leistung wohl zu dem schlechtesten, was die neuere Bautätigkeit der Stadt Mannheim aufzuweisen hat.

Ein großer Bau, der als Eckabschluß eines Häuserblocks gedacht ist. An einen sehr breiten zurückweichenden Mitteltrakt schließen sich in stumpfem Winkel nach rückwärts in der Flucht der Straße stehende Seitenflügel an. Diese letzteren sind, anstatt sich organisch zum Mittelbau zu verhalten, an den nach innen gekehrten Schmalseiten einfach abgeschnitten. Die Drehpunkte werden durch Türme mit hohen Helmen markiert. Dadurch, daß diese Türme nicht als richtige Bauglieder gestaltet sind, sondern gleichsam wie in den Baukörper hineingesteckt erscheinen, wird der Verlauf der ganzen Front unbestimmt und unartikuliert. Die durch die Fensteranlage der Türme aufgerissenen Ecken wirken unangenehm.

Geradezu widerwärtig ist die farbige Haltung des Baues. Es ist verwandt worden für den Sockel und einzelne besonders betonte Bauglieder sowie für Fensterrahmungen grauer und rötlicher Sandstein. Die Wandfüllung besteht aus gelblich-weißem Blender ohne jede Bewegung im Ton, das Dach aus Ziegeln. Während nun jeder Architekt, der Materialeigentümlichkeiten künstlerisch in Rechnung zu ziehen pflegt, weiß, daß die Zeit sein Bauwerk durch Patinierung verändert, weshalb er

versucht, aus diesem Umstand womöglich noch Vorteil für den Gesamteindruck zu gewinnen, tritt hier der Fall ein, daß infolge einer höchst unglücklichen Zusammenstellung von Materialarten die an sich schon kaum erträgliche farbige Anlage des Gebäudes durch die Einwirkung äußerer Einflüsse noch häßlicher wird. Denn während sich Sandstein und Dachziegel verändern, bleibt der Verblender weiß, kalt und glatt.

Neben zahllosen anderen Fehlern ist noch als mißglückt zu erwähnen die Dachlösung und das Einsetzen jener schon gekennzeichneten rohen Oberlichter.

Romanische, frühgotische und gotische Stilelemente, spärlich über die Fassade verstreut, können die gänzlich verfehlte, der Stadt in jeder Weise zur Unzier gereichende Arbeit natürlich nicht retten.

5. Die Schillerorschule in der Neckarauerstraße gibt der Humboldtschule an Häßlichkeit kaum etwas nach. Auch hier eine Materialzusammenstellung ohne jedes Gefühl. Die Maßstäbe wechseln beständig. Eine wirkliche Vereinigung der Raumforderungen im Innern und der Ziele künstlerischer Architekturgestaltung scheinen garnicht versucht worden zu sein. Ein bestimmter Grundriß wird ohne viel Besinnens mit Mauern umkleidet, Löcher werden gebrochen, wo gerade Licht nötig ist und mit allerhand Stilwerk, das aus kunstgewerblichen Vorlagen älteren Datums zu stammen scheint, eingerahmt. Eine geradezu lächerliche Sorglosigkeit herrscht in der Wahl solcher dem Barock, der Renaissance und der Gotik entnommenen Einzelheiten.

Es scheint, als habe man bei diesem Bau teilweise die Kurfürstenschule zum Vorbild gewählt, worauf nicht nur bestimmte nebenschäßliche Formgebungen, sondern auch die wun-

derliche Zerhacktheit des Umrisses schließen lassen. Noch immer ist an Stelle der jede vernünftige Dachbildung vereiteln- den Oberlichter, die hier zum fünften Mal verwendet werden, kein Ersatz gefunden. Alles in allem, ganz abgesehen von der schlechten Aufstellung, ein Bau, den man bei dem Stand der deutschen Baukunst um 1908 in einem aufstrebenden Gemeinwesen nicht mehr für möglich gehalten hätte.

6. Die Wilhelm Wundtschule draußen in der Nähe des Rheins und auf dem schon bäuerlichen Randgebiet von Neckarau errichtet, ist ein mächtiger, verhältnismäßig ungeschmückter gelber Backsteinbau mit grauer Steinfassung.

Absolut verfehlt ist der Dachabschluß der Seiten- teile. Die Gestaltung der Risalite ist zudem von einer Art, die diesen wichtigen Bauelementen den Charakter von Hoffas- saden verleiht, was unbedingt peinlich wirkt. Wie bei der Schillerschule ist die Aufstellung nicht glücklich, sie drückt nicht den geringsten Zusammenhang mit der Stadt aus und scheint durchaus willkürlich.

Auch fragt man sich, was für ein Grund vorlag, gerade hier in dieser Gegend so klotzig und blockhaft aufzutreten.

Mit dieser Reihe ist ein gewisser Abschluß erreicht. Es folgen nunmehr Bauten, die wenigstens das Bestreben erken- nen lassen, die äußere Form mit den geforderten Raumfaktoren in Einklang zu bringen und dem betreffenden Bau gleichzeitig durch prunkvolle Gesamthaltung Ansehen zu verleihen. Einer der ersten oder der erste dieser Versuche ist

7. die Liselotteschule von 1911 (Collini- straße). Kommt man von den soeben besprochenen gänzlich miß- glückten Schöpfungen des Hochbauamts, so berührt die verhältnismäßige Klarheit in Umriß, Gliederung der Masse, sowie Flä-

chenteilung zunächst als Fortschritt. Doch kann dieser Eindruck näherer Prüfung kaum standhalten. An und für sich ist das Bestreben, an einheimische Stilelemente anzuknüpfen und aus ihnen ein dem neuzeitlichen Zweck entsprechendes Ganzes zu gewinnen, gewiß nicht zu tadeln. Doch muß der Anschluß an das Alte von innen heraus und ohne Vergewaltigung der Hauptregeln und Wirkungsweisen jener historischen Vorbilder erfolgen.

Die Liselotteschule wird als Abschluß eines Häuserblocks mit spitz auslaufender Ecke benutzt. Doch wirkt es hier als Fehler, ein regulär-symmetrisch gestaltetes Monumentalgebäude auf solche Weise mit der vollkommen gradlinigen Front in einen spitzen Winkel einzuspannen, daß ihm jeder Atemraum genommen erscheint. Die schweren Pergolabauten rechts und links vom Schulhof unterstreichen den Mißgriff, und so entsteht das äußerst peinliche Gefühl, als stünde der ganze Bau noch nicht richtig, als müsse man ihn herumschieben oder die beiden Hofseiten aufklappen, um sie rechtwinklig zur Fassade zu stellen.

Wär der Bauplatz gegeben, so mußte unbedingt eine andere Form für das ganze gewählt werden, das durch seinen Anschluß an den dahinter liegenden, in anderer Farbe gehaltenen Häuserblock noch verfehlter erscheint.

Wirkt der Bau schon durch die Starrheit seiner Masse unschierig, so erhöht sich dieser Eindruck noch durch den wenig malerischen, allzu gleichfarbig gewählten roten Sandstein und die keineswegs gelungene Rhytmisierung der Flächen. Vor allem hat der Planfertiger zu viel in den Bau hineingepackt, ein Fehler, der durch Platz- und Geldfragen keineswegs immer entschuldigt werden kann.

Durch die großen Fenster im Dach, die garnicht mehr als Gaupen angenommen werden können und die man mit den darunterliegenden Fensterreihen zusammen sieht, wird die Plastik des Daches teilweise zerstört, aber trotzdem bleibt der Bau klotzig und schwer. Weil er dadurch noch mehr an klarer Gliederung einbüßt, erscheint er besonders in der Masse des Mitteltraktes wie ein unförmiger Berg. Die allzu zahlreichen Fenster lösen die Wand auf, was sich mit der gewählten historischen Dachbildung nicht verträgt. Die Häufung von acht gleichartigen Fensterreihen übereinander ohne kräftige vertikale Gegensätze ist unbefriedigend, ebenso die Art, wie die schweren als Mittelschmuck angebrachten Säulen das Dach der Vorhalle durchstoßen.

Von der Willkür der Achsenrichtungen, welche in dieser Gegend, der die Liselotteschule zum Schmuck dienen sollte, herrscht und durch den eben besprochenen Bau noch vergrößert wird, macht man sich schwerlich einen Begriff.

8. Die Pestalozzischule (1911, Mollstraße) ist eine der ganz wenigen Leistungen des Hochbauamtes, bei welcher man von einer künstlerischen Materialanwendung sprechen kann. Der benutzte Klinker (offenbar derselbe wie der von Olbrichs Hochzeitsturm in Darmstadt) nimmt der Wand die harte Glätte und wirkt auch farbig sehr ansprechend. Hinsichtlich der Flächenaufteilung, Gliederung der Massen und Behandlung einzelner Bauformen erhebt sich diese Schule beträchtlich über die übrigen Werke des Hochbauamts, wenn auch hier noch manche Ausstellung zu machen wäre. Der dachreiterartige Turm zum Beispiel ist schlecht, weil zu spielerig. Die Frage, wie der Platz vor der Schule in Einklang mit dem Straßenverlauf zu bringen sei, ist nicht gelöst.

Eine der Pestalozzischule verwandte Leistung ist
9. die Uhlandschule (Langerötterstraße). Sie wurde 1913 fertig, liegt in zum Teil noch unbebautem Gelände und hat wiederum, ähnlich wie die Liselotteschule, die Aufgabe, einen spitz zulaufenden Block abzuschließen. Der bei der Liselotteschule gemachte Fehler ist dadurch einigermaßen vermieden worden, daß die Baumasse mit Rücksicht auf den spitzen Winkel, in den sie hineinschaut, gegliedert wurde. Trotzdem bleibt diese Anlage besonders an einem Straßenknotenpunkt ohne Platzbildung etwas Unmögliches, zumal sich das Haus der Polizeiwache an der Nase des Grundstücks, das gleichzeitig mit der Schule entworfen und gebaut wurde, der Fassade vorlagert und die Aussicht auf diese peinlich versperrt.

Die den großen Giebel flankierenden Treppentürme sind zu stark durchbrochen und schlecht mit den Flügeln vermittelt. Die Dachbildung ist unklar und unartikuliert, die der Türme ohne rechtes plastisches Gefühl.

Während bei früheren Schulbauten auf die Erscheinung offenbar nur wenig Wert gelegt wurde, droht man jetzt ins Gegenteil zu verfallen. Auch liegt in der Art, wie auf einen historischen Stil zurückgegriffen wird, etwas Übertriebenes. Daß Monumentalbauten nicht an jeder Stelle stehen dürfen, daß sie, zumal wenn sie so anspruchsvoll wie dieser auftreten, eine gewisse Vorbereitung durch ihre Umgebung fordern, ist gänzlich unbeachtet geblieben.

Ein endgültiges Urteil läßt sich indessen erst fällen, wenn der Stadtteil, in dem die Schule liegt, fertig ausgebaut ist.

10. Das Feudenheimschulhaus (1913) ist nichts anderes, als eine gewöhnliche Unterbringung und

Einkleidung geforderter Räumlichkeiten unter Benutzung barocker Stilmotive, ohne daß wirklich plastische und rhythmische Baukunst dabei entstanden wäre. Die Verhältnisse der Wandöffnungen, besonders im Mitteltrakt, befriedigen nicht. Von wirklicher Gestaltung des Daches kann nicht gesprochen werden. Der reichlich angebrachte plastische Schmuck ist von einer bedauerlichen Minderwertigkeit. Auch hier wieder die Benutzung des häßlichen, weißgelben Verblenders. Eine Berücksichtigung des ländlichen Charakters von Feudenheim hätte sich, ohne ins Unwahrhaftige oder Romantische zu verfallen, zweifellos ermöglichen lassen. Der Bau ist einer sehr empfindlichen Konkurrenz ausgesetzt, nämlich den vielen trotz ihrer Einfachheit architektonisch oft mit größtem Feingefühl gebildeten Bauernhäusern des Ortes. Überblickt man die Häusermasse von Feudenheim vom Neckar her, so kann sich die neue Schule in ihrer Umgebung nicht als Bauleistung von Wert behaupten.

11. Das Wasserturmschulhaus Waldhof. Daß man den häßlichen Wasserturm unschädlich machen wollte, war zu begreifen. Ihm zu diesem Zweck ein Schulhaus halb wie eine dicke Komresse um den Leib zu legen, war dagegen kein guter Einfall, der durch die Art der Ausführung noch unheilvoller wurde. Denn Turm und Schule bleiben zwei vollständig verschiedene Wesen. Ihre Maßstäbe gehen nicht zusammen, was durch die kleinen Fronttürmchen noch verstärkt wird. Man hätte eben bedenken müssen, daß das Mißverhältnis, welches aus der Natur der Sache heraus zwischen einer Schule und einem Wasserturm nicht nur in den Größenverhältnissen, sondern auch hinsichtlich der Schwere der Erscheinung immer bestehen muß, sich einfach nicht überbrücken läßt.

12. Die Diesterwegschule auf dem Lindenhof

liegt wieder in der Straßenflucht. Der Versuch, den Bau zu gliedern, ist nicht zu erkennen. Aber der überall auftretende Fehler des Durcheinanderwerfens der Maßverhältnisse ist auch hier nicht vermieden worden. Die Mittelrücklage schwer mit schwerwirkender Fensteraufteilung, die beiden vorspringenden und flankierenden Risalite an den Stirnseiten mager und dürftig. Die anschließenden Fassadenteile mit dem Treppenhaus wieder derber als die Mittelrücklage.

Die Risalite wie mit dünnen Bändern tapeziert, was ihnen den Fassadencharakter nimmt. Das an sich reizvolle Motiv der Loggia von sehr schlechten Einzelformen, wie zum Beispiel bei den unten wie abgeschnitten ausschenden dicken Säulen.

13. R - Sch u l e (1917). Hier wurde der unmittelbare Anschluß an ein bestehendes historisches Bauwerk sowohl im Stil als auch in der Gesamtanlage angestrebt. Aber während man bei der Kurfürstenschule und dem Zeughaus durch Gegensätzlichkeit - allerdings mehr die des Unvermögens - gesündigt hatte, wäre hier ein anderer Grundsatz als der der Übereinstimmung angebracht gewesen. Der Weg war durch die vortreffliche alte R-Schule gewiesen. Diese enthielt, obwohl an sich ein sehr feiner Bau, so gut wie keine Anklänge an die Stadtkirche. Als breite Umbauung eines Hofes legte sie sich an die Kirche an und füllte den Platz bis an die Straße aus. Das gab wundervolle Überschneidungen mit dem Turm und brachte gleichzeitig Festigkeit in den ganzen Baukomplex.

Offenbar hat das alte Rathaus mit der Kirche der neuen Anordnung zum Vorbild gedient. Darf man nun der architektonischen Einzelarbeit am Neubau der R-Schule im Vergleich mit dem, was die anderen Schulhäuser bieten, die Anerkennung auch nicht versagen, so bleibt das ganze doch ein betrübli-

cher Mißgriff, der ähnlich wie beim Zeughaus zur Beeinträchtigung der Wirkung eines schönen alten Baudenkmals geführt hat.

Schreitet man zur Errichtung eines Neubaues in symmetrischer Anordnung zu einem vorhandenen älteren Werke, so fragt es sich, ob sich der Charakter des neuen Baues dem des schon vorhandenen auf solche Weise annähern läßt, daß sie sich beide zu einer Erscheinung zusammenfügen. Gerade das alte Rathaus gab hier die Grenze an. Das neue R-Schulhaus hat aber einen zu kleingliedrigen Rhythmus, um mit der in bedeutenden und großen Formen sprechenden Kirche zu harmonieren.

Aber auch aus anderen Gründen ist dieser Versuch nicht als befriedigend zu betrachten. Das alte Rathaus ist keineswegs eine vollkommene Analogie. Es steht nicht frei, sondern bildet die Stirnseite eines Häuserblocks mit der Richtung auf einen großen Platz. Es ist organisch nach der Tiefe zu weitergeführt und dort gebunden.

Der R-Schule mit der Stadtkirche fehlt es jetzt an einer derartigen Verankerung. Wie ein Schiff im Dock, so liegt der Doppelbau in dem vorhandenen Raum. Man empfindet ihn als Fremdkörper, der nach irgend einer Seite hin festgelegt werden müßte.

Hält man sich, wie beim R-Schulhaus, mit einer gewissen Ängstlichkeit an die Stilvorlage, so soll man auch auf schlechten naturalistischen Figurenschmuck verzichten. Die Kindergruppen an den Portalen sind eines städtischen Gebäudes unwürdig.

Überblicken wir die lange Reihe von Schulbauten, deren Einzelbesprechung nunmehr zum Abschluß gelangt ist, so ergibt sich ein wenig erfreuliches Bild. Von den dreizehn seit 1905 aufgeführten Bauten dieser Gattung verdienen einige kaum den Namen Architektur, da sie nicht als ernsthafte Versuche, praktische Forderungen mit der Schaffung baukünstlerischer Werte zu verbinden, gelten können; diejenigen aber, denen wenigstens ein gewisses Können nicht abzusprechen ist, sind doch noch keineswegs als außergewöhnliche Leistungen zu betrachten. Bestenfalls handelt es sich um Erträgliches.

Durch keine der besprochenen Schulbauten ist jedoch das eigentliche Problem des Großstadtschulhauses wesentlich gefördert worden.

Schwere Fehler wurden nachgewiesen in der Einzelgestaltung, der Gesamtanlage, wie auch in der örtlichen Einfügung. Den Forderungen der Stadtbaukunst genügt nicht eine einzige. Ob die Schulen in der Straßenfront stehen oder als Ecklösungen erscheinen oder an Altes angegliedert wurden: nirgends ist das erreichte ein voller Erfolg, oft genug aber das Gegenteil.

Ein Schulhaus, das als einfache Zweckform befriedigt, würde wenigstens nichts verderben. Der Schmuck dürfte lediglich dazu dienen, einen solchen Bau zu verfeinern. Bei den besprochenen architektonischen Arbeiten aber ist meistens schon die zweckhafte Rohform schlecht, und der oft nur allzu reichliche Formaufwand dient lediglich als Deckmantel für das baukünstlerische Unvermögen.

Von einer Einheitlichkeit oder einer bestimmten Entwicklung der Bauweise ist nicht die Rede. Weiße Verblend-

steine mit rotem oder grauem Sandstein kommen am Anfang und am Ende vor, störende Disharmonien in den Maßverhältnissen ebenfalls. Auch die Nichtbeachtung der stadtbaulichen Forderungen zeigt kaum eine Schwankung. Statt dessen ist ein fröhlicher Wechsel der Stilgebung zu konstatieren. Nicht eine Schule gleicht der anderen. Alte und neue Formen werden zumeist leichthin und ohne jede Strenge motivisch benutzt.

An nichts lässt sich der Mangel eines zielbewussten Künstlerwillens klarer nachweisen als an der Folge dieser ohne inneren Zusammenhang über die ganze Stadt verstreuten Gebilde, die keine andere Einheit zeigen, als den überall viel zu nackt erscheinenden Zweck, Klassenzimmer, Konferenz- und Lehrerräume in vorgeschriebener Zahl unter Dach zu bringen.

B. Zwei Bauten in Verblendstein.

1. Die Hauptfeuerwache. Dieser 1912 fertig gewordene Bau dient gleichsam als Abschluß des Schafweidegeländes jenseits des Neckar. Der Bauplatz bot alle Gelegenheit, sich in monumental er und stadtbaukünstlerischer Hinsicht zu entfalten. Auch aus dem Zweck des Gebäudes als Feuerwehrkaserne und Feuerwache war viel herauszuholen. Viel Freiheit war gegeben.

Ich bemängle zunächst die Wahl des Materials und die an süddeutsches Spätbarock leicht angelehnte Einzelausbildung. Wenn auch keineswegs bestritten werden soll, daß man mit weißgelben Verblendern und grauem Sandstein baukünstlerisch wertvolle Wirkungen erzielen kann, so ist die Verbindung hier auf nicht zulässige Weise zur Anwendung gekommen. Abgesehen von der abstoßenden Fadheit des farbigen Eindruckes wurde überhaupt nicht versucht, das Material bei der Formenbildung mitwirken zu lassen.

Der Hauptfehler dieser Arbeit liegt aber in der Gestaltung der Baumasse. Schon bei einzelnen Schulen, so zum Beispiel bei der Wilhelm Wundtschule und bei der Diesterwegschule, zeigte sich eine merkwürdige Verständnislosigkeit für die Gebote der Frontalausbildung. Vorderseiten verlangen vom Bau eine andere Körperlichkeit als Rückseiten.

Betrachtet man die Feuerwache vom Mannheimer Neckarufer aus, etwa aus der Richtung der Trambahnwagenhalle, so wirken die Seitenflügel wie abgeschnitten, und man möchte den ganzen Bau über die Straße schieben oder umdrehen. Die jetzige Rückseite dagegen hat, körperlich gesprochen, vor-

wärtsdringende, das heißt frontale Tendenz.

Damit ist aber die lobenswerte Absicht, einen Monumentalabschluß zu bilden, von Grund auf gescheitert. Die dem Neckar und der Brücke zugekehrte Flanke des Baues ist zudem von einer großen Sorglosigkeit der Maßverhältnisse. Das Treppenhaus ist nicht gelöst, wodurch sich eine häßliche und unklare Zusammendrängung von Fensteröffnungen ergibt. Aber auch die Bogenstellung des Mittelbaues ist nicht befriedigend, ebenso stören die viel zu großen Mansarden.

Der Stil dieses Bauwerkes, wenn man von einem solchen reden kann, findet sich auch in allerdings oft sehr willkürlicherer Abwandlung

2. beim Hallenschwimmbad (1916). Während Schulhäuser ihrem Wesen nach auf eine gewisse blockartige Geschlossenheit hindrängen, bietet ein Hallenbad Gelegenheit zu aufgelöster freier Gruppierung seiner großräumigen Hallen und Nebengelasse. Sieht man in dem hier vorliegenden Fall von der unglücklichen Lage zwischen hohen Mietshäusern ab - eine Lage, die die organische Verbindung mit der Umgebung außergewöhnlich erschwert - so enthielt die Aufgabe doch noch Möglichkeiten genug, ein befriedigendes Bild zu schaffen.

Leider wurden diese Möglichkeiten infolge einer gewissen künstlerischen Unfruchtbarkeit nur zum geringsten Teil ausgenutzt. So fehlt es auch hier in mehrfacher Hinsicht und zwar vor allem an der Gestaltung der einzelnen Baukörper und ihres Verhältnisses zueinander, an der Gewinnung durchgehender Rhythmen in der Flächenteilung (Fensteröffnungen, senkrechte Teilung) und endlich an der plastischen Behandlung der Wandflächen.

Die Westseite enthält den Haupteingang mit einem

großen Giebelbau. Die Mittelachse dieses Gebäudeteiles ist schlecht zu dem davor liegenden Platz orientiert. Es hat den Anschein, als sei der Bau in die Ecke geschoben. Unter solchen Umständen ist es besser, auf eine so ausgeprägte achsiale Gliederung zu verzichten. Wenig befriedigend ist die architektonische Ausbildung des Mittelteiles, besonders hinsichtlich der plastischen Verhältnisse. Der Giebel ist zu hoch und schwer. Auch die Giebelfiguren sind, abgesehen von ihrer künstlerischen Minderwertigkeit, im Maßstab vergriffen und viel zu groß. Auf die Einzelheiten der Gestaltung des beschriebenen Bauteiles soll nicht weiter eingegangen werden. Sie können durch Überladenheit den Mangel an wirklichem Formgefühl nicht verbergen.

Ganz besonders ungünstig wirkt die Ostseite. Hier könnte man von einem völligen Durcheinander der Baukörper reden, das jegliche Gleichartigkeit der Teile, gleichviel, ob es sich um ganze Baukörper oder um die Fensteröffnungen oder um gewisse Stilzutaten handelt, vermissen lässt.

C. Das neue Krankenhaus.

Die größte Aufgabe, welche in die Hände des Städtischen Hochbauamtes gelegt wurde, war ohne Frage der Neubau des Krankenhauses, ein Bauobjekt von über neun Millionen Mark. Was nun aber als Lösung dieser Aufgabe und gleichsam als größte Anstrengung Mannheims auf baukünstlerischem Gebiet jenseits des Neckars den Damm entlang aus dem Boden gewachsen ist, wird der Stadt vermutlich keinen großen Ruhm eintragen. Es ist eine zum mindesten künstlerisch vollkommen mißglückte Leistung, deren Fehler schon deshalb besonders ernst erscheinen, weil sie an einem Bau von solchem Umfange und gerade mit Bezug auf die wesentlichsten Forderungen der Architektur begangen wurden.

Anstatt die Formen auf möglichste Großartigkeit der Baumasse im Sinne der Erzielung eines beherrschenden Gesamtbildes anzulegen - dieser Weg war vorgeschrieben, nachdem man sich entschlossen hatte, dem Bauwerk eine lange Straßenfassade zu geben - ist offenbar alles getan worden, um das Resultat der gewaltigen Anstrengung als ein Minimum erscheinen zu lassen. Wohl sieht man aus einiger Entfernung, zum Beispiel von der Neckarbrücke aus, einen Haufen Dächer, die ihrer Art nach keiner Villenkolonie angehören können; aber daß dort ein Millionenbau steht, ein dem kurfürstlichen Schloß an Umfang ähnlicher Bau, das läßt sich nicht einmal ahnen.

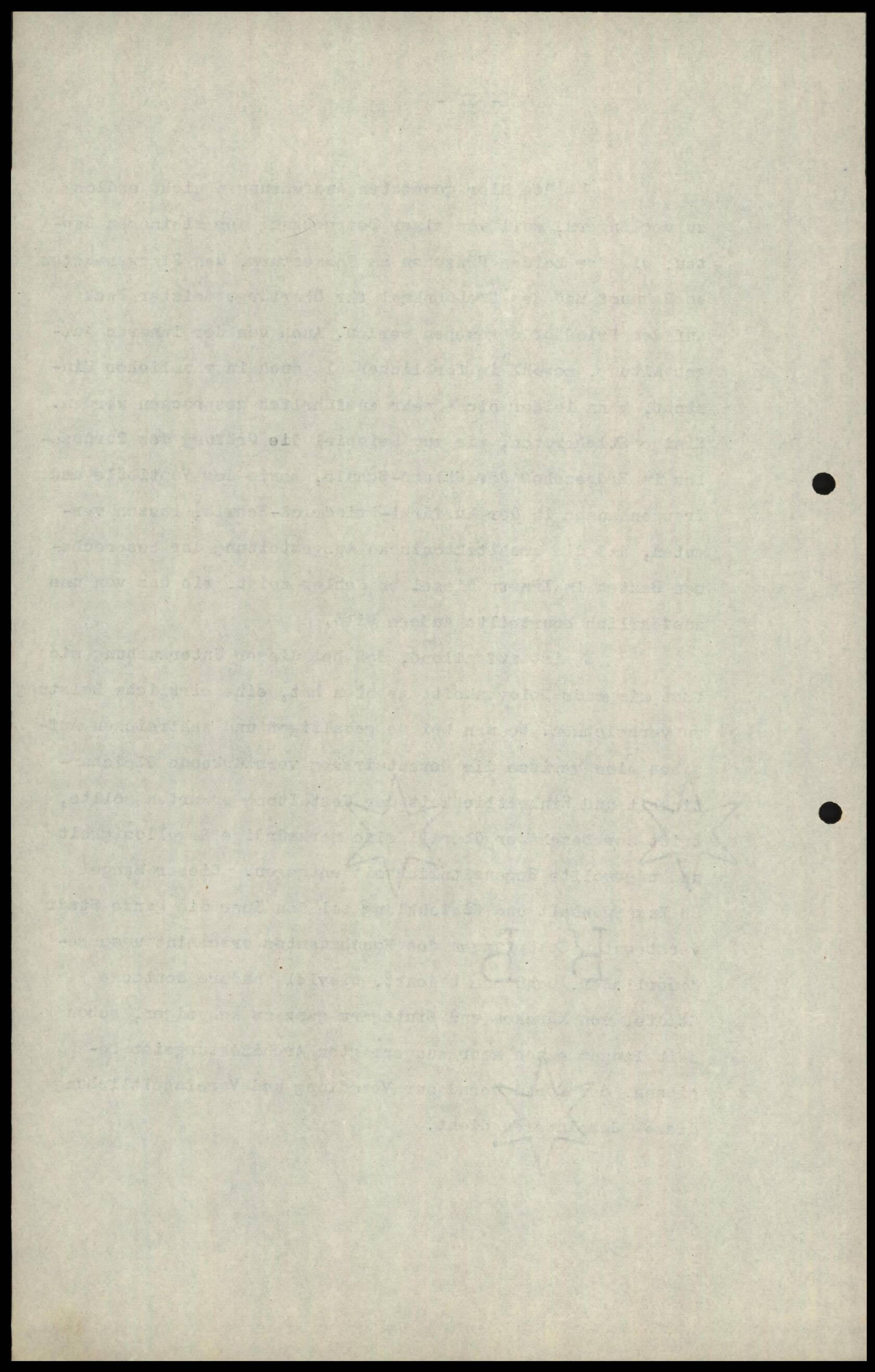
Nimmt man seinen Standpunkt diesseits des Neckars, so daß man die Baugruppen zunächst schräg von vorn überblickt, so ergibt sich als Gesamteindruck der eines regellosen Haufens. Versucht das Auge, sich zurecht zu finden, so gerät

es leicht in Irrtümer. In unübersichtlichem Zuge folgen sich die langgestreckten Baukörper, ohne daß man gleich imstande wäre, ihre Gliederung richtig auseinander zu halten.

Die Unklarheit der Gesamtgliederung hat zunächst folgende Ursachen. Der Hauptbau des mittleren Hofes ist in seiner Stellung zu den Seitenhöfen nicht entschieden genug markiert, und bei den seitlichen Höfen entsteht der mangelnde räumliche Eindruck durch die schlechte Bildung der Flügelbauten. Diese Flügel sind scheinbar losgelöst von dem dazugehörigen Haupttrakt, wodurch die Hofwirkung verloren geht. Die Stirnseiten der Flügel sind denkbar ungünstig ausgebildet. Sie werden gerade dort durch die großen Löcher der Bogenlauben zerrissen, wo der Baukörper möglichst viel Festigkeit besitzen sollte. Die höchst merkwürdige Art des Überganges des obersten Stockwerkes zum Mansardenstock, welche den Eindruck erweckt, als sei die Mauer oben nicht abgeschlossen, die unangenehme, der Landschaft nicht angepaßte Farbengabe: alles das sind erhebliche Mißgriffe, aber sie stehen doch weit zurück hinter den Fehlern der Gesamtgestaltung. Die pyramidenartigen Dächer der Eck- und Mittelbauten sind keineswegs geeignet, Klarheit in das ganze zu bringen. Der ganze Bau sitzt zu tief. Er versinkt hinter dem Neckardamm, was im Gegensatz zu den großen Dächern noch häßlicher wirken muß. An diesem fehlerhaften Umstand kann auch die kostspielige Umfassung nichts mehr ändern.

Um die hier gemachten Ausführungen nicht endlos zu verlängern, soll von einer Besprechung der kleineren Bauten, wie der beiden Häuschen am Wasserturm, den Flaggenmasten am Bahnhof und dem Grabdenkmal für Oberbürgermeister Beck auf dem Friedhof abgesehen werden. Auch von der inneren Ausgestaltung, sowohl in farblicher als auch in räumlicher Hinsicht, kann leider nicht mehr ausführlich gesprochen werden. Einige Stichproben, wie zum Beispiel die Prüfung des Turnsaales im Erdgeschoß der Uhland-Schule, sowie des Vestibüls und Treppenhauses in der Kurfürst-Friedrich-Schule, lassen vermuten, daß die architektonische Ausgestaltung der besprochenen Bauten im Innern dieselben Fehler zeigt, wie das von uns ausführlich beurteilte äußere Bild.

Es ist auffallend, daß bei dieser Untersuchung sich fast nirgends Gelegenheit geboten hat, eine wirkliche Leistung zu verzeichnen. Wo man bei so gewaltigen und zahlreichen Aufgaben eine gewisse die Gesamtwirkung verstärkende Gleichartigkeit und Einheitlichkeit der Gestaltung erwarten sollte, tritt dem Beschauer überall eine merkwürdige Regellosigkeit und ungewollte Gegensätzlichkeit entgegen. Dieser Mangel an Zusammenhalt und Gleichklang bei den über die ganze Stadt verstreuten Schöpfungen des Hochbauamtes erscheint umso bedauerlicher, wenn man bedenkt, wieviele andere deutsche Städte, von München und Stuttgart ganz zu schweigen, schon seit langem einen sehr ausgeprägten Architekturgeist besitzen, der fortdauernd zur Veredlung und Vereinheitlichung dieser Gemeinwesen dient.



IV.

Die Zukunft.

Es wurde gesagt, daß sich die Bausünden einer Stadt nicht so ohne weiteres wieder gutmachen ließen. Dieses ist ohne Zweifel richtig, aber es ist andererseits doch auch wieder nur bedingt wahr. Je kräftiger und je reicher eine Stadt, desto leichter kann sie ihre frühere Bauentwicklung durch Neubauten überwinden. Es kommt nur darauf an, daß bei dem Wechsel nicht das Gute, sondern das Mißlungen jedesmal der Neugestaltung zum Opfer fällt. Schon aus diesem Grunde, das heißt um für den unaufhörlichen Wechsel der baulichen Moleküle eine einheitliche und künstlerische Richtung zu gewinnen, ist es unbedingt erforderlich, daß die städtische Bauleitung einen solchen künstlerischen und einheitlichen Architekturgeist ausstrahle. Auch für ^{Vorwerf} Mannheim ist es, trotz ^{undreas} (der in der vorliegenden summarischen Beurteilung festgestellten) schlchten Erfahrung, noch keineswegs zu spät, um mit Kraft solchen Zielen zuzustreben. Zwischen ^{Köln} Frankfurt, Basel und Stuttgart liegt keine Stadt, die durch ihre Lage, wirtschaftliche Zeugungskraft und baulichen Grundlagen so geeignet wäre, ein landbeherrschendes Zentrum zu bilden wie ^{Frankfurt} Mannheim. Daraufhin sollte man seinen Fluchlinienplan anlegen, daraufhin, unter rücksichtsloser Festhaltung der Beziehung auf das Ganze, öffentliche wie private Baupflege zu leiten versuchen.

Längst hat man eingesehen, daß der Begriff Industriestadt einen Fehler im Organismus bedeuten kann, daß dieser Begriff nur insofern Geltung haben sollte, als ein Gemeinwesen vorwiegend durch seine industriellen Anlagen zu

wirtschaftlicher Blüte gelangt. Unter keinen Umständen aber darf sich die Einseitigkeit auf die mit dieser Eigenschaft verbundenen unangenehmen Erscheinungen der Fabrikkomplexe, des Rauches und einer überwiegenden minderbemittelten Bevölkerung beziehen. Ist es so, dann liegt ernsthafter Grund vor, aus diesem Anfangsstadium herauszustreben. Ohne Schwierigkeit ließe sich für Mannheim ein Bebauungsplan entwerfen, der der angedeuteten zukünftigen Rolle dieser Stadt entsprechen würde. Die Hauptstraße, die sich ohnehin schon über den Friedrichsplatz hinaus erstreckt, sollte mit Kühnheit in gerader Richtung weitergeführt werden. Wie schon beim Rathausplatz und dann beim Friedrichsplatz, so könnte sie sich weiter nach Osten zu noch ein- oder zweimal zu einem Forum aufweiten, um dann endlich weit draußen auf eine großartig angelegte, von Anlagen rechts und links begleitete neue Querachse zu stoßen, die etwa parallel zur Breitenstraße senkrecht auf den Neckar zulaufen und dort einen architektonisch ausgebildeten Abschluß, womöglich mit Wasseranlagen, bilden müßte. In jene Gegend, aber nicht direkt mit der Hauptstraße verbunden, wäre auch der neue Bahnhof zu legen.)

Scheut man die Festlegung des großen Rahmenwerkes, selbst wenn dieses als Zukunftsmusik erscheinen möchte, nicht, so wird der Baucharakter der Stadt bis ins einzelne hinein dadurch in günstiger und rhythmusgebender Weise beeinflußt werden. Dieses den Rhythmus bestimmende Rahmenwerk muß in seiner Ausdehnung und Energie abhängen nicht etwa von gewissen wirtschaftlichen Gegebenheiten des Augenblicks, sondern von der kühnen Ermessung dessen, was an Zielbewußtsein, Lebenskraft und Gesamtgefühl in einem Gemeinwesen steckt.

Wer die neuere Geschichte (Mannheims) kennt, wird zu-

Faulfuss

zumindest
manchmal großes
Vorwissen
geben, daß man in der Beurteilung der Entwicklungsfähigkeit dieser Stadt fast immer zu kurzes Ziel genommen hat. Der Wasserturm am Friedrichsplatz liefert hierfür ein sprechendes Beispiel. Je besser es gelingt, der städtischen Architektur Einheitlichkeit in ganz großem Rahmen zu verleihen, desto weniger empfindlich werden die älteren Fehler im Stadtgebilde auffallen. Doch bedarf es zur Verwirklichung solcher Ziele eines leitenden Architekturschöpfers, der gleichzeitig versteht, Hilfskräfte von ähnlicher Befähigung und gleicher Auffassung an sich zu ziehen.

HAAG, den 30. Juni 1917.

faulpi 11. Januar 1925

Wichert

ab am 5. September 1917.

6

Die Verteilung der Provinzen nach Größe und Bevölkerung ist folgendermaßen
- nach dem 1. Volkszählungsergebnis 1910: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 2. Volkszählungsergebnis 1920: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 3. Volkszählungsergebnis 1930: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 4. Volkszählungsergebnis 1934: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 5. Volkszählungsergebnis 1939: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 6. Volkszählungsergebnis 1943: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 7. Volkszählungsergebnis 1948: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 8. Volkszählungsergebnis 1953: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 9. Volkszählungsergebnis 1958: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 10. Volkszählungsergebnis 1963: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 11. Volkszählungsergebnis 1968: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 12. Volkszählungsergebnis 1973: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 13. Volkszählungsergebnis 1978: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 14. Volkszählungsergebnis 1983: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 15. Volkszählungsergebnis 1988: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 16. Volkszählungsergebnis 1993: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 17. Volkszählungsergebnis 1998: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 18. Volkszählungsergebnis 2003: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 19. Volkszählungsergebnis 2008: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:
- nach dem 20. Volkszählungsergebnis 2013: 1. Provinz: 1. Provinz: 1. Provinz:

HAAG, gen 30. July 1914.

Frederick

as per 6. September 1914.

Die unter Leitung des Herrn. Professors für den
Jahr 1905 in Hammelburg aufgestellten Grünan.

